



Illustriertes Unterhaltungsblatt

# Grete Füllunger

Roman von Alfred Vock

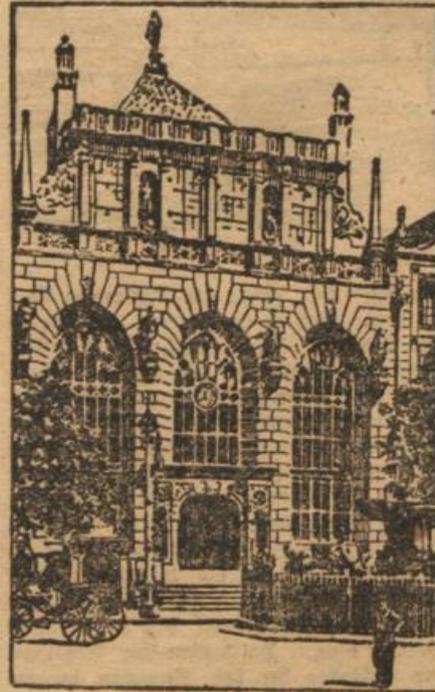
(Fortsetzung)

**I**m andern Morgen traf ein Brief von dem blinden Eberle aus Stuttgart ein. Der schrieb:

„Lieber Freund Ibold!  
Was mag denn bei Dir vor-  
gehen, daß Du nichts von Dir hören läßt? Ich mach mir Sorgen. Soviel Zeit wirst Du doch übrig haben, daß Du mir eine Karte schickst. Von mir kann ich nur Gutes melden. Der Abschied von der Anstalt ist mir nicht leicht geworden, aber dahelme ist dahelme. Ich habe mir eine kleine Wertstatt eingerichtet und arbeite für den Herrn Munzinger, der in der Rothebühlstraße den Korb- und Bürstenwarenladen hat. Ich habe schon so viel verdient, daß ich mir eine Schreibmaschine anschaffen konnte. Dadurch bin ich der Mitarbeiter meiner Frau geworden und schreibe alle Briefe für sie. Seit ein paar Wochen auch für den Nachbar Selzer. Es geht sehr flott. Meine Frau hat das Geschäft in die Höhe gebracht. Die Erlöge wird von Monat zu Monat größer. In Deiner Stube haben wir einen neuen Mietsmann, er heißt Wacker und ist mein Nachfolger beim Herrn Dittmar. Es ist eine ehrliche Haut, aber das Pulver hat er nicht erfunden. Meine Frau konnte ihn zuerst nicht leiden, jetzt hat sie sich an ihn gewöhnt. Er ist sehr gefällig und hilft ihr, wo er kann. Sonntags geht er auch mit ihr aus. Ich bin aber nie allein. Mein Weisköpfchen, das Kitele, ist bei mir. Es wird immer klüger und macht die drolligsten Bemerkungen. Es ist mein Sonnenschein. Neulich hat mich unser Chef, der Herr Dittmar, besucht. Er hat mir doch das Kapital für mein Geschäft gegeben. Er hat im Baden und auf dem Lager oben alles beschäftigt. Hernach hat er sehr freundlich mit mir gesprochen: „Ihnen kann man gratulieren.“ hat er gesagt. „Sie haben eine tüchtige Frau!“ „Ja, Herr Dittmar!“ sagte ich. „Sie hat die Augen, die für mich sehen. Wem das Schicksal wohl will, dem beschert es so eine Frau!“ Vorgestern ist der Graveur Weiswang drüben gestorben. Er hat viel ausgestanden. Nun muß ich aber schliefen und verbleibe in alter Freundschaft  
Dein treuer Eberle.“

An einem der nächsten Sonntage war's,

daß Ludwig Ibold Grete auf dem Altenburgstropf traf. Er ging eine Strecke Wegs mit ihr. Seine Mutter, erzählte er, hatte sich den Fuß verstaucht. Sie hatte ihm zuerst nichts davon gesagt, dann waren die Schmerzen so heftig geworden, daß er den Doktor Kühnhold holte. Der hatte feuchte Umschläge und völlige Ruhe verordnet. Auf dem Sofa zu liegen, war der reglamen-



Der Artushof in Danzig

Frau schrecklich. Ein paar Wochen, meinte der Arzt, könnten darüber hingehen, bis der Fuß seine Bewegungsfähigkeit wiedererlangte. Er, Ludwig, hatte in der Wertstatt zu tun. Ein Glück, daß Anna Kraft, des Nachbarn Tochter, der Patientin Gesellschaft leistete und sich auch der Haushaltung annahm. Am meisten bekümmerte die Mutter daß sie ihre Besuche bei den Stadarmen eine Zeitlang einstellen mußte. Sie gab den Bissen aus dem Mund. Daß sie ihre Güte oft an Unwürdige verschwende-

te, merkte sie nicht. Sie sah nur die Dürftigkeit.

„Ich hab Deine Mutter immer hoch gehalten,“ sagte Grete herzlich. „Dank Gott, daß Du sie hast! Sie soll sich ja nur auskurieren. Warum habt Ihr die Schwester Trina nicht angenommen? Die versteht sich doch auf die Pflege.“

„Die Anna Kraft ist ein halber Doktor,“ erwiderte Ludwig. „Sie wartet auf und macht auch die Umschläge gewissenhaft.“

Sie gingen bergab der Kreisstraße zu. Ludwig sprach von seiner Arbeit und von seiner Kunst. Von seiner Wanderschaft hatte er unendlichen Gewinn gehabt. Oft dachte er daran, was Grete einst zu ihm gesprochen hatte: „Draußen siehst Du mit tausend Augen. Du mußt fort!“ Ihr Nat war ihm unter den Händen gewachsen. Halbe Arbeit verachtete er. Ueber eine Sache aufsteden, als sie mittelmäßig trelben. War er auf der Höhe? Noch lange nicht. Aber er würde Feuer und Wasser nicht fürchten, hinaufzukommen.

Wo der Weg nach Busenborn abzweigte, trennten sie sich. Ludwig, der sich nun wieder von seiner Krankheit erholt hatte, wanderte weiter, Grete ging in die Stadt zurück. In Gedanken stellte sie sich den Buchbindergejellen Ludwig Ibold vor, wie er halbshürig und unfertig in die Fremde gezogen war, und sie machte ihre Betrachtungen darüber, wie er gereift und gesetzt heimgekehrt war. Die Nichtskönner nahmen den Mund voll, aber sie hatten bald ausgefungen. Aus Ludwigs Worten klang keine Eingebildetheit. Er hatte Geschick, das spürte man, und hatte die Kraft, sein Ziel zu erreichen. Mit großer Liebe sprach er von seiner Mutter. Die wurde von der Nachbarsrochter gepflegt. So ein frisches, hübsches Mädchen mochte dem jungen Meister gefallen. Die Gelegenheit lief ihm ins Haus. Da spann sich geschwind etwas an. Vielleicht gab's einen Verstand. Die Anna Kraft war in der Stadt eine der nettesten, die er wählen konnte. Und nahm er die nicht, fand er eine andere.

Grete sank der Kopf auf die Brust. Daß sie ihn nicht vergessen hatte, daß sie noch an ihm hing, verschloß sie im tiefsten Her-

gen. Das Schicksal hatte sie hartgeschmiedet, hatte sie gelehrt, zu entsagen. Indes er eines Tages zur Heirat schritt, blieb sie allein. Ihr Weg führte ins Ungewisse, ins Dunkle.

Seit ihm die Gemüsefrau Hornmann die Beiden gelesen, hatte der Ratsdiener Dauber ihren Baden nicht mehr betreten. Inasgeheim spielte er seine Pfliffe und Ränke gegen sie aus. Daß ihr das Brennholz, das sie ersteigert hatte, vorenthalten wurde, daß sie öfter Polizeistrafen bezahlen mußte, führte sie auf die Nachschafften Daubers zurück. Dieser hielt nun bei ihrer Nachbarin, der Seilerswitwe Woldschmidt, einer Stadttrommel der gefährlichsten Sorte, seinen Schwanz und schickte seine höhnischen Blicke hinüber.

Heut erschien er, schweigend wie ein Bär, mit der Nachricht, er habe den Ludwig Ibold und die Grete Sonder selbender auf dem Altenburgstopf gesehen.

Die Woldschmidt riß den zahnlosen Mund auf.

Der Ratsdiener wischte sich den Schweiß von der Stirn und rasanerte:

„Der Ludwig ging wie auf Erbsen. Guck' drin, wie einer, der sich die Manschetten nicht verkürzen möchte. Ich wett aber einen Zentner Bachforellen gegen einen saulen Hering, die Grete kriegt ihn herum. 's ist eine Schand vor Gott und der Welt! Der Ludwig mag am Sonder seinen Tod unschuldig sein, für die Grete durst er nicht mehr existieren. Passen Sie einmal acht, 's dauert kein Jahr, da hängen die zwei am Rathaus im Kasten!“

Die Woldschmidt schlug die Hände gegen die Baden.

„Ei du allmächtiger Gott! Ich bin Ihnen rein verdattert. Die Grete muß von Grund aus verdorben sein. Die kann die ganz' Stadt verdächtig machen. Aber die Frau Sonder kriegt noch ihre Straß. Das ist sicher!“

Der Ratsdiener hob den Zeigefinger. „Frau Woldschmidt, ich will keinen Klatsch. Was ich Ihnen hier gesagt hab, bleibt in den vier Wänden!“

Am selben Tag trug die Seilerswitwe in der Erbsengasse die Neugierigkeit von Haus zu Haus. Bald wurde auf dem Markt, in allen Ecken und Winkeln davon gesprochen, daß sich die Grete Sonder ihren alten Liebhaber wieder angeschafft hatte.

Ludwigs Konkurrenten, die jede Gelegenheit benutzten, dem jungen Meister etwas am Zeug zu flicken, schneppten im Chor:

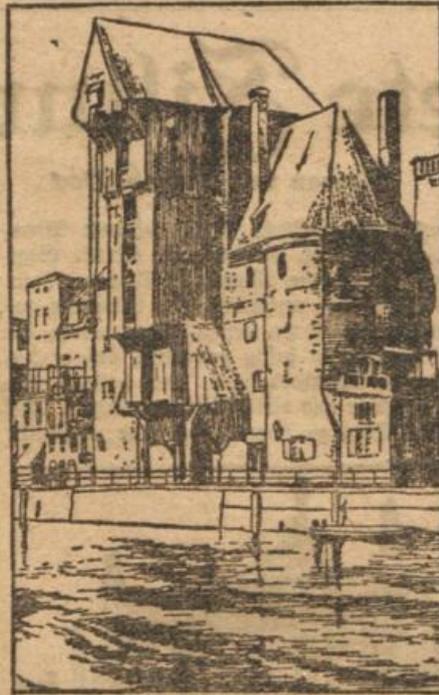
„Er nennt sich Künstler und ist — ge-Kind gesagt — ein Narr. Narren soll man am Seil führen. Die wissen nicht, was sie tun. Erst hat er den Handel mit dem Sonder gehabt ist hart am Rittchen vorbeigekommen, allerweil zieht er mit dem Theobald seiner Frau herum. Das ist hunds-gemein. Man müßt ihm das Handwerk legen!“

In der Krone machten die beiden Freunde und Trinkgenossen Sonders, die auch seiner Hochzeit beigewohnt hatten, der Schlosser Rappus und der Messerschmied Ketterschah, ein großes Geschrei. Der Theobald hatte mit seiner Heirat einen Mißgriff getan. Die Grete paßte nicht für das Geschäft. Das war der erste Schlag, der ihn traf. Er hatte das Herz auf der Junge. Ueber seine Frau aber, obwohl er Anlaß genug hatte, gegen sie ausgebracht zu sein.

schwie er sich aus. Und doch, wenn man nicht kreuzbumm war, merkte man aus seinen Reden, daß er in gar keiner richtigen Ehehaft lebte. Welcher Mann ließ sich so etwas bieten? Er hätte die Duckmäuserin ordentlich wamsen sollen. Was sie für ein Weibgeschirr war, erkannte man sehr, wo sie wieder mit dem Buchbinder angebändelt hatte.

Den Spezialen Sonders trat der Wagenmeister Cellarius entgegen.

„Da möcht man wahrhaftig aus den Kalbhaunen fahren! Habt doch ein bißchen mehr Achtung vor der bedauernswerten Frau! Was ist denn passiert? Sie ist, wie man hört, auf dem Altenburgstopf mit dem Ludwig Ibold gegangen. Weiter nix. Mir ist dabei kein böser Gedanke aufgestiegen. Gleich sind alle Klapperjählangen in Bewegung. Aus der Rüd' wird ein Elefant



Speichergegend

gemacht. Hui, geht's im Dreisprung über die Gäß. Und ist ein Horchen und Lauern und Stichein. Keiner weiß was Gewisses. Jeder hat's nur vom Hörensagen. Wenn auch. Das Schindvolk zieht los. Die Maul-tiere und Schnüffelnasen vornan. Und schmusen und verkeunden. Und verdrehen und setzen dazu. Und die Buschmänner langen sich Ratten. Wachen miteinander Rippe. Und lägen dem Teufel ein Bein kaputt. Und die Dreckmeter, in denen ihrem Kalender nix als Gemeinheit steht, hängen so einer armen Frau was an. Und als hinter ihrem Rücken, daß sie sich nicht wehren kann. Da kommt das Geschäffige, das Schläghe bei den Menschen heraus. Stank, nix als Stank. Die Kaffruse gehört an den Götzen!“

Der Schlosser schlug mit der Faust auf den Tisch. (Fortsetzung folgt)

## Familiengeschichte

Von Hans Schmidlung.

Historische Anwendungen.

Haben wir schon bisher bemerkt, welche Vorteile wir aus all dem für den Unterricht namentlich in historischem ziehen können, so lohnt es sich sehr, diesen Vorteilen noch mit spezielleren Anwendungen nach-

zugehen. Dabei liegt wieder das Schwerk-gewicht am besten auf dem, was wir und unsere Jungen uns selber erarbeiten. Aller-dings sind auch diese Dinge in der neuesten Zeit bereits systematischer behandelt worden; und in Leipzig besteht eine Zentral-stelle für deutsche Personen- und Familien-geschichte, deren Organ die „Familien-geschichtlichen Blätter“ sind.

Allein es wird gut sein, auf dertel fremde Hilfen erst dann zurückzugreifen, wenn eigene Bemühungen an eine Grenze gekom-men sind, an welcher ein weiteres Kraftauf-gebot gegenüber der schon geleisteten Vor-arbeit verschwendet sein würde. Nur in die-sem Sinne darf ich wohl noch aufmerksam machen auf die kleine Abhandlung „Genea-logie und Pädagogik“, mit welcher ich (in den „Behrproben und Behrängen“ 1904, III, Heft 80) den Versuch angestellt habe, die pädagogischen Anwendungen der Grund-züge unseres Gebietes darzulegen (damals mit etwas anderen arithmetischen Ansätzen als jetzt). Die damalige Warnung vor dem Glauben, als stehe und falle die pädago-gische Bedeutung der Genealogie mit irgend-welchen dabei vorgesehritten Einzelheiten, darf ich wohl auch hier wiederholen.

Wir fragen zunächst, wie weit denn zu vermuten sei, daß die Nachforschungen nach den Lebensdaten unserer Ahnen nach rück-wärts hin einen Erfolg haben können, ob wir also beispielsweise bequem bis ins Mittelalter zurück forschen können. Das ge-lingt bei fürstlichen Familien, die seit lan-gem ihren Bestand überschüssig vor sich und aufgezeichnet haben; das gelingt aber schwerlich bei bürgerlichen Familien, die ja kaum jemals jene einheitliche Linie fest-halten, wie sie bei fürstlichen und höchstens noch bei großgeschäftlichen Familien (bei „Patriziern“) besteht. Frage: Wann be-ginnt das Verfließen der Vorfahren in der weiteren Bevölkerung? Antwort: das kommt ganz darauf an, wie fest die einzelnen Familien ihre Ueberlieferung bewahren. Folgerung für uns: alles zu tun, daß uns dies wenigstens von jetzt an gelinge.

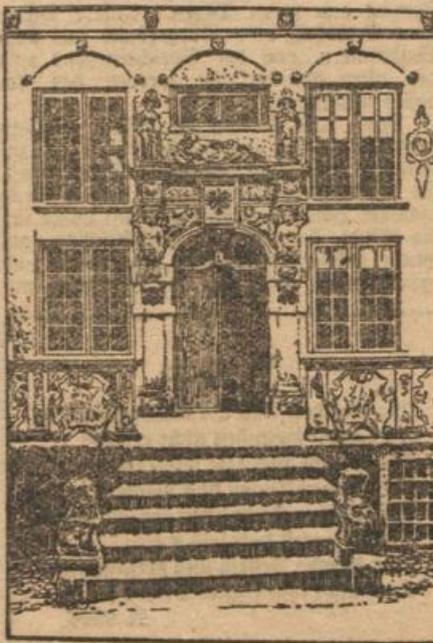
Aber die weitere Frage: wann beginnen besondere Schwierigkeiten im Finden ver-gangener Aufzeichnungen? Vielleicht haben einige von uns schon Erfolg mit dem Fest-stellen ihrer Vorfahren gehabt, jedoch einen sehr verschiedenen je nach Günst und Un-günst der Zeiten oder Kulturen oder histori-schen Vorgänge, in welche man dabei hinein-kommt. Einigermassen kundige Jünger des Geschichtsfaches können sogar schon von vornherein vermuten, welche historischen Zeiten das sein dürften, und treffen dann wohl auch mit den tatsächlichen Ergebnissen oder Richterergebnissen zusammen. Von uns nach rückwärts sind es namentlich drei histo-rische Epochen, von denen wir keine Günst für unsere Forschungen und Feststellungen erhoffen dürfen: die Zeit der Napoleons-riege, also unserer Urgroßeltern; die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, also während des Lebens unserer 11. und 12. Generation nach aufwärts; endlich die Zeit der Refor-mation, deren Anfangsjahr 1517 gerade unsere 15. Generation nach rückwärts trifft.

Bersuche, die ich selbst für meine Genea-logie begonnen hatte, bestätigten wenigstens die Ungünst der erstenannten Zeit. Ein Vorfahr, den ich suchte, konnte in der Zeit von 1797 an bis 1869 nicht aufgefunden werden. Die dortigen Kirchenbücher ver-zeichneten die Tausen von 1793; aber für das Jahr 1809 war dort alles verbrannt, und nur nachher konnte man durch Umfrage von Haus zu Haus die Bestände mittels eines Protokollens aufnehmen. Wie jung die Zivilstandsregister sind, läßt sich ohne weiteres erfahren; die Kirchenbücher rei-chen viel weiter hinaus, aber die protestan-tischen selbstverständlich und die katholischen tatsächlich nicht wohl über das Tridentinische Konzil zurück, das im Jahr 1563 schloß, also in der Zeit der 13. oder 14. Generation

von uns nach rückwärts. Natürlich darf uns dies nicht abhalten, so weit hinaus zu forschen, wie es eben noch geht. Noch weniger aber darf es uns abhalten, einen Blick auf die Zeiten zu werfen, in denen auch die uns unbekanntesten Vorfahren gelebt haben dürften. Welches war in der und der Generation von Vorfahren der politische und kulturelle Zustand Deutschlands?

Es war beträchtlich anders als heute, da „der Großvater die Großmutter nahm“, gar erst als „der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm“. Das letztere führt uns in die vierte Ahnengeneration zurück, etwa in das Jahr 1831. Und nun fragen wir unsere Jungen aus ihrer Geschichtskennntnis heraus, wie es damals ausgesehen haben mag. Die politischen Verhältnisse sind bald festgestellt: Deutscher Bund, Schluß der französischen Julirevolution und Anfang des Bürgerkönigtums usw. usw. Lehrreicher aber und interessanter dürfte die Frage nach den damaligen Kulturverhältnissen sein. Wer im Jahr 1831 lebte, konnte noch weder telegraphieren, da der Telegraph erst in den Jahren 1831—1837 aufkam, noch auch mit Eisenbahnen fahren, da diese erst ungefähr 1835 praktisch zu werden begannen. Gehen wir noch weiter zurück, zu unseren Urgroßeltern in der fünften Generation anno 1802, so läßt sich vielleicht hervorheben, daß auch diese Leute ihr Ansehen noch nicht photographieren lassen konnten, daß aber kurz vorher (1796 usw.) die Lithographie erfunden und ausgebildet worden war, und daß diese Leute sowie ihre Kindergeneration hoffentlich Geld genug hatten, die damals beliebte Porträtlithographie für sich zu benutzen.

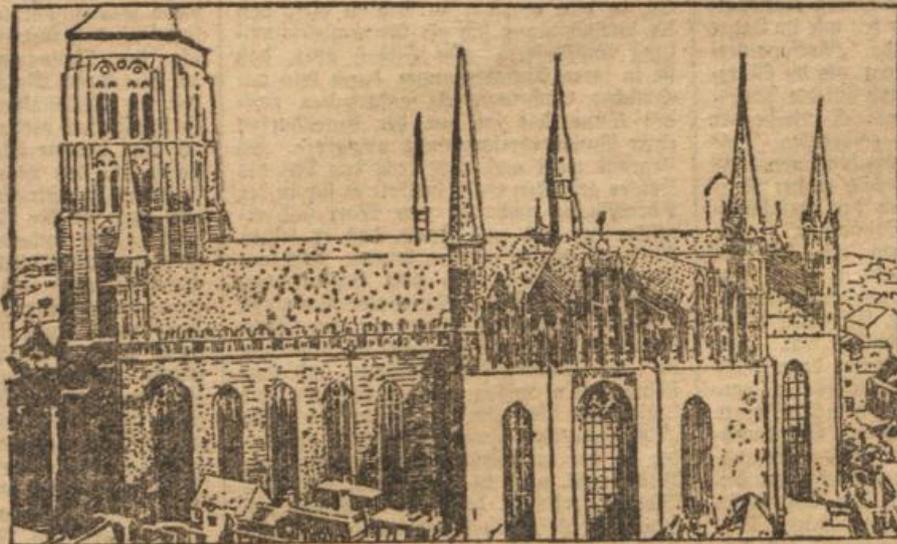
Noch eine Generation zurück, und wir stehen im Jahre 1774, als eben (1772) die erste Zeitung Böhens erschienen war, als die Vereinigten Staaten von Amerika sich noch nicht von England unabhängig gemacht hatten (1783), und als vor kurzem (1768) die erste Erfindung der Dampfmaschine verzeichnet werden konnte. Und die damalige Generation durfte in ihrer Jugend den ersten Eindruck von Klopstocks „Messias“ genießen und sah dann mit ihrem Alter den großen Aufschwung der deutschen Klassikerzeit. Noch eine Generation zurück, und wir kommen der europäischen Erfindung des Porzellans (1709) nahe, wie wir uns denn überhaupt unsere Vorfahren aus dem 18. Jahrhundert schwerlich ohne jene Porzellanpüppchen denken können, deren Ausläufer noch heute in so vielen Familienbeständen erhalten sind oder vielleicht bereits neueren Kunstformen weichen. Abermals weiter zurückzugehen, möge eine immer wieder fruchtbarere Beschäftigung der Jugend sein. Aber vielleicht besteht bei ihr speziell so viel kunsthistorisches Interesse, daß wir den Weg noch einmal von heute nach rückwärts mit besonderem Absehen auf den Wandel der Stile durchschreiten mögen. Gegenüber der allgemeinen und vornehmlich auf dem Kunstgebiete ertönenden Klage, daß wir einerseits zu viel und andererseits zu wenig Tradition haben, mag es von Interesse sein, dieser einmal an der Hand der Genealogie nachzugehen. Dies um so mehr, als ja doch auch jeder Künstler sein Uraichestes in eine Welt hineinsetzt, deren Verhältnisse ihn beeinflussen, und von deren reifen Künstlern einer oder der andere sein Meister war.



Haus im Stadtmuseum

Gibt es ja doch sogar Familienlinien von Künstlern, einschließlich mehrerer Erbauer von deutschen Dömen; und Beispiele aus der neuesten Zeit liegen erst recht nahe.

Wie sah es nun kunsthistorisch und speziell stilistisch in den jeweiligen Zeiten unserer oberen Generationen aus? Die Eltern der Generation von 1917 sahen wir auf das Jahr 1888 an. Damals entstanden gerade die Sezessionen sowie der selbständige kunstgewerbliche Aufschwung; die großen und wirkungsvollen Ausstellungen zu Paris 1867 und 1878, zu Wien von 1873,



Die Marienkirche

zu München von 1876, zu Berlin von 1879 liegen zwischen der Blüte dieser Generation und der der vorhergehenden. Diese letztere, von 1859, sah nicht eben einen Hochstand des Künstlerturns (und auch nicht etwa der Philosophie), bekam aber reichliche Erinnerungen an vergangene Stile. Manche retrospektiven Ausstellungen der jüngsten Zeit, zum Beispiel in Berlin, führten uns besonders in die Zeit der nächstvorhergehenden Generation zurück, also in das Jahr 1831, die eigentliche Generation des „Biedermeier“. Wieder eine Generation zurück, und wir kommen mit dem Jahr 1802 in den Anfang des Empire hinein; ebenso mit der Generation von 1774 in das „Ancien régime“, speziell in den Stil, der französisch „Louis seize“ und deutsch „Ropi“ heißt; mit 1745 stehen wir mitten im Rokoko: mit

dem Jahr 1717 geraten wir zwischen „Louis quatorze“ und „Louis quinze“ in den Uebergangstil der „Régence“ hinein; 1688 zeigt die Höhe der Barock; und wer noch weiter zurückgehen will, kann sich immer noch wundern, wie verhältnismäßig rasch da die Stile einander ablösen. — Das alles am besten an der Hand einer Sammlung von charakteristischen kunstgewerblichgeschichtlichen Musterstücken!

Ein analoges Interesse wie dieses kunstgeschichtliche vermag das schulgeschichtliche zu werden. Auch die mehr oder minder gebundenen oder freien Schul- und Erziehungsstätten haben ihre Generationen, und zwar von Lehrern oder Erziehern einerseits, von Schülern oder Jünglingen andererseits. Hat eine Schule neun Jahrgänge, so erneuert sie sich in neun Jahrgängen oder hat einen neunjährigen Generationenabstand (ungerechnet die Sitzengebliebenen). Und die Lehrer sowie die Direktoren? Wir gehen mit unseren Jungen einen historischen Schritt zurück bis zur Gründung ihrer Schulanstalt, fragen wieder, wie damals die Zeiten politisch und kulturell waren, und steigen dann abermals in die Statistik hinein, indem wir zunächst die Zahl der Direktoren seit der Gründung feststellen. Den Durchschnitt ihrer Amtsdauer kann man als Direktoren-generation ansehen oder bezeichnen. Analog lassen sich Lehrer-generationen herausfinden.

Ganz besonders lehrreich kann die Sache werden, wenn die Schule selbst ein Archiv besitzt, und wenn Urkunden aus älterer Zeit von ihm der Jugend gezeigt werden. Doch auch sonst läßt sich nach Urkunden schauen: ein Auszug in irgendein nahegelegenes Archiv wird wohl durch einen freundschaftlichen Beamten gern ermöglicht und lehrreich gemacht werden können.

Doch auch eine philosophischere Betrachtung liegt bereits seit längerem nahe. Wir deuteten die Verschiedenheit der Generationendauer in den verschiedenen Kulturen an. Jetzt fragen wir, ob eine kürzere oder längere Dauer kulturell von größerer Bedeutung sein dürfte. Da wird sich bald denken lassen, daß dieser Vorteil auf der Seite der längeren Generationendauer liege. Die Last, welche uns in der heutigen Kultur durch die abnorme Länge der Bildungsgänge aufgebürdet ist, namentlich in den Berufsschulen, den Berufsschulen (und zwar namentlich den Hochschulen), endlich in der auch noch langen Praktikantenzzeit, verbürdet zugleich eine

umfangreichere Ausbildung und sogar eine geschlosseneren Tradition. Sind immer gleich Kinder- und Kindeskind da, so läßt sich in der Verfeinerung der Kultur weniger leisten, und starke Änderungen aller Verhältnisse drängen sich auf. Gerade die Pädagogik leidet unter kaum etwas so sehr wie unter raschem Generationenwechsel: sie kann dann wegen der Kürze der Zeit nicht nur quantitativ wenig tun, sondern kann auch nicht mit großen Linien eines planmäßigen Vorgehens arbeiten.

Aber noch eine Betrachtung vermag für uns fruchtbar zu werden. Das Zurückgehen zu immer höheren Anzahlen von Vorfahren und das Vorwärtsgen zu immer höher werdenden Anzahlen von Nachfahren zeigen uns, auch wenn wir gar nicht mit der Abstammung von einem einzigen Menschen-

paar rechnen, wie vielfach die ganze Menschheit ineinander vermandt ist, und wieviel Ursache sie also hat, sich geschwisterlich zu behandeln. Ähnenverlust und Kinderverlust sind dann Menschengewinn und Menschheitsgewinn. „Alle Menschen werden Brüder...“

### Danzig und die Weichselmündung

Durch die Errichtung eines selbständigen polnischen Staatswesens im Osten Deutschlands ist nicht nur die Weichselfrage aktuell geworden, sondern auch das Schicksal Danzigs in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt. Diese alte deutsche Hansestadt begehren die Polen als Ostseehafen für ihr Reich. Eine Abtretung Danzigs aber würde für Deutschland eine wirtschaftliche Lahmlegung seines Ostens und eine politische Zerreißung seiner nach Rußland gravitierenden Landesstelle bedeuten.

In ihrem ganzen Stadtkarakter hat Danzig eine gewisse Ähnlichkeit mit Nürnberg; die mittelalterliche Blütezeit beider Städte fällt ja auch gewissermaßen zusammen. Beide blühten durch Handel und Handwerk empor. Im Jahre 1308 zog der Deutsche Ritterorden in Danzig ein; etwa einundneunzig Jahrhunderte hindurch übte er seine Macht aus. Handel und Wandel hoben die Bedeutung der an der See gelegenen Stadt. Ein behäbiger Wohlstand zog in ihre Gassen ein, und manches alte Gebäude, das als charakteristisch für Danzigs Eigenart hingestellt werden kann,

stammt aus jenen Tagen. Unsere Bilder vom Artushof, vom Bürgerhaus aus den Stadtkinnern, von der Speichergasse und der alten Marienkirche werden das am besten illustrieren.

Dann kam Danzig an Polen. Nahezu dreihundertjährig hatte es, zusammen mit dem übrigen Westpreußen, die jagellonische Herrschaft zu tragen. Trotz mancher Härte und Mißwirtschaft paßte sich die Stadt den neuen Verhältnissen an, wurde größer, volkreicher, mächtvoller und vermöglicher. Erst als die Schweden mit

einem Freistaat erklärt, der in seinen Mauern eine französische Besatzung zu beherbergen hatte. Erst im Jahre 1813 ward Danzig dann endgültig wieder von preussischen Truppen besetzt. Mit zahlreichen anderen Städten Deutschlands nahm auch dieser bedeutsame Ostseehafen an der rapiden Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts teil. Das moderne Danzig ist eine beachtenswerte Großstadt geworden, ein fester Stützpunkt für die Ausbreitung sozialistischer Ideen und gewerkschaftlicher Werbearbeit im Osten unseres Vaterlandes.

Namentlich vom Wasser aus gewährt der Anblick der breit sich lagernden Ostseestadt ein überaus malerisches Bild. Die alten Strohhäuser sind überkrönt von den schlanken Türmen massiger und hoher Kirchen. Schmale Gassen durchlaufen in Krümmungen und Windungen das Stadlinnere. Manches alte Wahrzeichen ist noch an einzelnen Häusern zu beobachten. Ein lärmendes, lebhaftes Getriebe durchpulst Gassen und Plätze. Nur nach den Außenstädten hin wird es stiller und ruhiger.

Inmitten des überaus fruchtbaren Weichselmündungsgebietes baut sich die Stadt auf. Stattliche Dörfer, saubere Fischerortschaften, idyllische Sommerfrischen haben ihren Kranz um die alte, graue Stadt gelegt. Gute Verbindungen sorgen für leichte und häufige Zufahrt und Abfahrt. So nimmt man gern liebe Erinnerungen aus dem alten Ostseeneß mit sich. Man gewinnt Danzig lieb, wenn man nur ein paar Wochen in seinem Gassengewirr geweilt hat. Und man behält, ohne daselbst geboren zu sein, die Stadt gern in gutem Angedenken.

### Freiheit

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,  
Sie wird von außen nicht erstrebt,  
Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen  
Im eigenen Busen dich liebt.  
Willst du den Kampf, den großen, wagen,  
So seh' zuerst dich selber ein:  
Wer fremde Fesseln will zerbrechen,  
Darf nicht sein eigener Sklave sein!

R. Prus.

den Polen in Krieg gerieten, hatte auch Danzig darunter zu leiden.

Die erste Teilung Polens (1772) brachte wohl für Westpreußen die ersehnte Befreiung, nicht aber für Danzig, das weicher bei Polen verblieb. Einundzwanzig Jahre später schlug auch für Danzig die Stunde der Erlösung. Wenige Jahre darauf wird die Stadt durch den Tilsiter Frieden zu

## Aus allen Ecken

Der Urheber der Bezeichnung Nationalversammlung. Deutschland hat wie im Jahre 1848 eine konstituierende „Nationalversammlung“. Eine solche war, als die Märzrevolution sie in Deutschland auf die Tagesordnung brachte, in Frankreich infolge der Februarrevolution bereits einderufen. Diese französische Nationalversammlung von 1848 aber hatte wieder ihr Vorbild in der Konstituante von 1789. Nach der verfassunggebenden „Nationalversammlung“ der großen Revolution heißen alle späteren Volksvertretungen mit dem gleichen Namen. Von jener großen parlamentarischen Körperschaft aber war die Annahme dieser Bezeichnung eine revolutionäre Tat. Der dritte Stand der Generalstaaten, denn solche waren von der Regierung einderufen, verwandelte sich dadurch aus einem Teil einer in drei Kammern geschiedenen Ständeversammlung in eine moderne Volksvertretung, wobei man allerdings den Vertretern des Adels und der Geistlichkeit den Eintritt in diese offen ließ. Nach der gangbaren Version erklärte sich der dritte Stand auf Antrag des allbekanntesten Abgeordneten Sieyès zur Nationalversammlung. Das ist aber nicht genau. Vielmehr hatte Sieyès am 15. Juni 1789 die Annahme der Bezeichnung Versammlung der anerkannten und beglaubigten Vertreter der französischen Nation als einzige augenblicklich annehmbare vorgeschlagen. Dieser Titel war zweifellos nicht hervorragend glücklich gewählt. Mirabeau kam mit dem Vorschlag Vertreter des französischen Volkes. Das gefiel auch nicht, weil dem Wort peuple noch etwas Geringschätzliches anhaftete, und auch andere Einfälle fanden keinen Anklang. Am Schluß der Tagessitzung vom 16. Juni aber kam mit Mühe und Not ein unbekannter Abgeordneter des Namens Legendre zu Worte und brachte einen Beschlusaantrag

ein, in dem es zwar zu Beginn hieß, daß die Versammlung sich als Generalversammlung konstituierte, zum Schluß aber, daß sie in ihren Entschlüssen durch kein augebliches Einspruchsrecht aufgehoben werden könne, das sich von der Unteilbarkeit einer Nationalversammlung absondere. Da Legendre wohl noch nicht recht das Ohr des Hauses gefunden hatte, meldete er sich in der Abend Sitzung nochmals zum Wort und erreichte mit Ach und Krach, daß er seinen Antrag nochmals verlesen konnte. Und nun übernahm Sieyès aus dem Legendreschen Antrag den Ausdruck Nationalversammlung in seine Resolution, indem er das Wort verlangte um eine sehr große Veränderung in seiner Motion anzukündigen, und vorschlug, dar'n instatt von „anerkannte und beglaubigte Vertreter der Nation“ zu sagen „Nationalversammlung“. Der letzte Redner, der in der fortgesetzten Debatte, kurz vor Mitternacht, noch zu Worte kam, der Abg. Biauzat, erklärte, dafür zu stimmen, daß man sich als Nationalversammlung konstituiere, und bereit zu sein, dies mit seinem Blute zu befechten. Demnach wurde die Abstimmung auf den 17. Juni verlagert und an diesem Tage beschloß man mit 491 gegen 90 Stimmen, den Sieyèschen Antrag in seiner letzten Gestalt anzunehmen, also mit der Bezeichnung Nationalversammlung. Dieser Ausdruck geht also unmittelbar auf den Abg. Legendre zurück. Es muß aber hinzugefügt werden, daß das Wort in den letzten vorhergegangenen Wochen schon öfter gebraucht worden war, so am Beginn der Sitzung vom 15. von dem geistlichen Abg. Marolles, der sich dem dritten Stande anschloß und in seiner Rede die unumgängliche Notwendigkeit der gemeinsamen Beglaubigung der Vollmachten einer „Nationalversammlung“ betonte. Und schon am 13. Mai hatte Chapelier in den Motiven

eines Beschlusaantrages beiläufig davon gesprochen, daß Gemeininn das erste Bedürfnis der Nationalversammlung sei. Am 16. Mai sprach Malouet von der Notwendigkeit, die Nationalversammlung nicht länger in Untätigkeit verharren zu lassen, und am 18. Mai wandte sich Mirabeau gegen Chapelier mit den Worten: „Ein so wichtiger, so neuer, so tief einschneidender Schritt, wie der, uns für die Nationalversammlung zu erklären, die anderen Stände als nicht erschienen auszuschließen, kann nicht reiflich genug erwogen und ermaßen, nicht würdig genug geta werden; er müßte selbst andere Handlungen nach sich ziehen, ohne welche unser ganzer Erfolg eine Auflösung sein würde, welche Frankreich den schrecklichsten Unordnungen überließerte.“ Genug, man sieht, daß der Ausdruck in der Luft lag und, wie so viel Bedeutendes, nicht sowohl aus dem Geiste eines einzelnen, als aus dem Zeitgeist geboren worden ist.

### Lebensweisheiten.

Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns fegnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist. Nietzsche.

### Rästel-Aufgaben

#### Stößenrästel.

Aus den Silben an don er eto lang ser ge got ha hon io la li ment na nel ni nim ra rad reu rod ra ste ter ter ur u bilde man 12 Worte folgender Bedeutung: 1. Bernehmungsmittel. 2. Norddeutscher Dialektbinder. 3. Schwäbisches Weibsgeschlecht. 4. Familienname. 5. Rheinische Stadt. 6. Bohlmah. 7. Person der arabischen Sage. 8. Verhämter Vagat. 9. Englischer Feldherr. 10. Wüste. 11. Russischer Dichter. 12. Zeitlicher Begriff. Sind die Worte richtig gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, die Endbuchstaben, in umgekehrter Reihenfolge gelesen, ein Präliminärwort.

(Namen der Rästelsteller werden nicht veröffentlicht.)